

TAD WILLIAMS

DAS REICH DER
GRASLÄNDER
②



DER LETZTE KÖNIG VON OSTEN ARD 2

Hobbit
Presse 
Klett-Cotta

TAD WILLIAMS

DAS REICH DER
GRASLÄNDER

②



DER LETZTE KÖNIG VON OSTEN ARD 2

Hobbit 
Presse
Klett-Cotta

Tad Williams

DAS REICH DER
GRASLÄNDER
②

Der letzte König von Osten
Ard 2

Aus dem Amerikanischen von
Cornelia Holfelder-von der Tann
und Wolfram Ströle

Klett-Cotta

Wegen des großen Textumfangs erscheint *Das Reich der Grasländer. Der letzte König von Osten Ard 2* in zwei Teilbänden.

Die Übersetzung der Kap. 1-14 und 32-43 entstand mit Unterstützung des Europäischen Übersetzerkollegiums Straelen und der Kunststiftung NRW.

Impressum

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Empire of Grass.

The Last King of Osten Ard« im Verlag DAW Books, New York

© 2019 by Beale Williams Enterprise

© Karten by Isaac Stewart

Für die deutsche Ausgabe

© 2020, 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg

Illustration: © Max Meinzold, München

Datenkonvertierung: C.H.Beck.Media.Solutions,
Nördlingen

Printausgabe: ISBN 978-3-608-98502-3

E-Book: ISBN 978-3-608-11635-9

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der
Printausgabe.

Inhalt

- 32 Das Guckloch in der Tür
- 33 Schatten auf den Mauern
- 34 Schilfbündel
- 35 Die Farben zu grell
- 36 Sturmwind

Dritter Teil

Winterfrost

- 37 Schlangen auf dem Weg
- 38 Zwei Angebote
- 39 Die Stätte der Stimmen
- 40 Das Blut ihrer Feinde
- 41 Ein Herz aus Asche
- 42 Ein Pfeil
- 43 Etwas für die Armen
- 44 Aufbruch
- 45 Der Staub alter Gedanken
- 46 Die Sorgen des Bischofs
- 47 Die Pflicht, gut zu sterben
- 48 Im Palast
- 49 Die Straße des Sammlers

50 Ein Pulver aus Drachenbein

51 Ein Netz über dem Himmel

52 Die Gruft

53 Rauch

54 Tote Vögel

55 Mein Feind

Nachwort

Dank

Glossar

***Das letzte Kapitel von Teil 1 endete mit den
Abschnitten:***

Sie hatten sich über alle möglichen Eventualitäten gestritten, aber jetzt hieß es ganz konkret, in einem fremden Land von ihren Eltern Abschied zu nehmen. Sie holte tief Luft. »Wir werden gut auf uns aufpassen. Schließlich möchte ich meinen Hochzeitstag noch erleben. Habt bitte keine Angst. Ihr habt uns alles beigebracht, was wir brauchen.« Sie spürte, wie ihr Tränen in die Augen traten, und wischte sie mit dem Ärmel weg. »Ihr werdet stolz auf uns sein.«

»Das sind wir sowieso immer.« Binabik schien in der vergangenen Stunde um mehrere Jahre gealtert zu sein. »Aber jetzt hört mir gut zu, bevor ich doch noch meine Meinung ändere und euch am Sattel festbinde, wie deine Mutter vorgeschlagen hat.«

»Das habe ich nicht«, protestierte Sisqi.

»Ich weiß doch, meine Liebe. Manchmal mache ich einen Scherz, um meine Angst zu verdrängen.« Er runzelte die Stirn und überlegte. »Die Sterne, die dort, wo die Sithi leben, so unzuverlässig sind, sind auch hier merkwürdig anders – ohne dass ich wüsste, warum. Vielleicht stellt ihr also fest, dass der Weiße Bär und die Alte Frau als Orientierung nicht mehr geeignet sind. Aber wenn ihr dem Weg, den wir in den letzten Tagen gegangen sind, in Richtung der untergehenden Sonne folgt, werdet ihr zuletzt

die Waldhelm-Berge erreichen. Auf der anderen Seite dieser Bergkette liegt Naglimund, eine Festung von Simon und Miriamel.« Binabik nahm ein Stöckchen und kratzte eine Karte in den Boden. »In ein oder zwei Tagen könntet ihr auf eine alte Sithi-Stadt namens Da'ai Chikiza stoßen. Sie liegt am Fluss Aelfwent, der auf dieser Seite des Waldhelm fließt. Von dort führt ein ›Zauntritt‹ genannter Weg in die Berge hinauf und zu der Burg. Dort könntet ihr Hilfe bekommen. Und wenn ihr Morgan findet, bringt ihn nach Naglimund, wo er in Sicherheit ist.«

»Warum wollt ihr beide dann zum Hochhorst zurückkehren? Warum kommt ihr nicht mit uns nach Naglimund und schickt euren Freunden von dort eine Nachricht?«

»Weil ich böse Vorahnungen habe und Boten nicht traue, Qina«, sagte ihr Vater. »Zu viele seltsame und schreckliche Dinge sind in letzter Zeit passiert. Erinnerst du dich an die Gesandte der Sithi, Tanahaya? Man hat ihr aufgelauert, als sie zu Simon und Miriamel unterwegs war, und sie wäre gestorben, wenn man sie nicht glücklicherweise gefunden hätte. Jemand wollte verhindern, dass sie mit unseren Freunden spricht, und man weiß bis heute nicht, wer dieser Jemand war. Entweder die kalte Hand der Nornenkönigin reicht bis zu den Toren des Hochhorst oder ein Feind, von dem unsere Freunde nichts wissen, lebt unter ihnen. Nein, ich habe kein Vertrauen mehr zu Boten, nicht wenn es um eine so wichtige Nachricht geht.«

»Aber dann seid ihr ja auch in Gefahr!«, rief Qina. »Die Person, die die Sitha überfallen hat, kann genauso gut euch

überfallen und verhindern, dass ihr zu euren Freunden gelangt.«

Binabik nickte. »So ist das, wenn eine Familie getrennt ist. So wie wir um euch zwei Angst haben müssen, wenn ihr allein seid, müsst ihr um uns Angst haben. Wir haben nur unser Leben und die wenigen Stunden, mit denen wir es ausfüllen. Lasst uns zur Tochter des Berges beten, dass wir uns alle wiedersehen. Vergesst unsere Heimat nicht und habt Mut.«

Als der Abschied kam, hatten alle Tränen in den Augen, sogar Klein-Snenneq, obwohl er dafür den Staub verantwortlich machte, den die sommerliche Brise aufwirbelte.



Das Guckloch in der Tür

Porto gelang es, Feldwebel Levias lebend über die Nacht und auch über den ganzen nächsten Tag zu bringen. Er flößte ihm aus der hohlen Hand Wasser ein und säuberte und verband die Bauchwunde des Erkynländers, so gut er konnte, aber es schien ein verlorener Kampf, und das war quälend. Er hatte diesen Albtraum schon einmal durchgemacht.

Viele Jahre zuvor, während der Schlacht am Tor von Nakkiga, hatte Porto seinen sterbenden Freund Endri gepflegt. Doch Endris Wunde war von einem vergifteten Nornenpfeil verursacht worden. Diese hier stammte von einer vergleichsweise sauberen Grasländerklinge, und das war das Einzige, was ihm Hoffnung machte. Aber es war weit bis zur nächsten Wasserstelle, und so heiß die Haut seines Gefährten auch war und so mitleiderregend sein Verlangen nach etwas zu trinken, ließ er ihn doch äußerst ungern allein. Endri war damals gestorben, als Porto gerade weg war.

Das Chaos, das unter den Massen beim Thantreffen ausgebrochen war, schien sich inzwischen gelegt zu haben. Ab und zu hörte Porto von ihrem Versteck aus immer noch laute Stimmen von Thrithingmännern, aber das Rufen und Brüllen klang jetzt nicht mehr nach Kampf. Trotzdem

hielten ihn nicht nur sein Stolz und sein Schmerz hier bei dem Sterbenden. Selbst wenn Levias seiner Verletzung erläge und Porto ihn zurücklassen könnte, erwartete ihn dort draußen auch nur ein langsames, qualvolles Ende. Ihre Pferde waren davongelaufen, und den ganzen Weg nach Erkyndland zu Fuß zurückzulegen, war undenkbar, selbst wenn er zwanzig Jahre jünger wäre.

Aber solange ich mein Schwert und meinen Dolch habe, sagte er sich, kann ich zumindest selbst bestimmen, wie ich sterbe.

Als Levias bei Anbruch des zweiten Tages nach ihrem Kampf mit den Grasländern etwas leichter atmete, wagte es Porto, sich mit ihm auf die Suche nach Wasser zu begeben. Er hievte ihn sich auf den Rücken, stapfte mühsam ein Stück weiter vom Thantreffen weg und ließ sich dann mit Levias am Ufer eines der Flüsse nieder, die den Blutsee speisten. Der Fluss war jetzt im Spätsommer flach und schmal, nur ein Bächlein zwischen den breiten Schlammstreifen zu beiden Seiten, aber das Wasser floss und schmeckte Porto köstlich, also lehnte er Levias an einem schattigen Plätzchen gegen einen Baumstamm, wusch das blutige Unterhemd des Verwundeten aus, nahm es wieder mit zurück, wischte Levias den Schweiß von der Stirn und versuchte dann erneut, die Wunde zu säubern. Er hatte auf dem Schlachtfeld viele solcher Wunden gesehen und wusste, es bestand kaum eine Überlebenschance für den Feldwebel, aber ihn hier allein seinem Schicksal preiszugeben – das wäre, wie den armen Endri ein zweites Mal im Stich zu lassen.

Er saß den ganzen Tag bei Levias, verrückte ihn ab und zu ein wenig, damit ihm die heiße Sonne nicht ins Gesicht schien, säuberte seine Wunde von dem dunklen, trocknenden Blut und gab ihm Wasser zu trinken, wenn er durstig schien. Er konnte sich nicht vorstellen, ihn eine längere Strecke zu tragen, also blieb ihm nur zu warten, dass Gott seinen Freund zu sich nahm. Levias sagte nichts mehr, und Porto hatte nur seine eigenen düsteren Gedanken zur Gesellschaft.

Porto schreckte hoch. Er war eingedöst und von einem seltsamen Geräusch wach geworden, einem langgezogenen, rauhen Quietschen, als ob ein Nagel aus altem Holz gezogen würde. Es kam vom Bach her, also überzeugte sich Porto nur kurz, dass Levias' flaches Atmen nicht aufgehört hatte, ergriff dann sein Schwert und kroch durch den Unterwuchs, bis er bessere Sicht auf den Fluss hatte.

Zuerst hielt er die Gestalt für eine Art Riesen, weil sie so groß und massig auf ihrem Pferd thronte, das aus dem schmalen Fluss trank. Dann aber sah er, dass der Fremde gar nicht außergewöhnlich groß war, sondern nur so wirkte, weil er auf einem kleinen Esel saß.

Der Mann drehte sich in seine Richtung, obwohl Porto kein Geräusch gemacht hatte. Porto fasste sein Schwert fester, bereit, zu kämpfen oder den Fremden von dem hilflosen Levias fortzulocken, aber der Mann auf dem Esel nickte nur und wandte sich wieder ab, als wären Männer, die mit gezücktem Schwert durchs Gras robbten, für ihn nichts Ungewöhnliches. Er hatte einen breiten Brustkorb, aber kurze Beine - als ob einer von Prinz Morgans

Trollfreunden mannsgrößer geworden wäre, nur dass er, anders als die Trolle, einen langen, zu einem Zopf geflochtenen Bart trug. Sein Bart- und Haupthaar bedeckte große Teile seines Gesichts, als wäre er ein Halbaffe oder ein Halb-Hüne, aber ansonsten wirkten seine Züge ziemlich normal.

»*Vilagum*«, rief der Fremde. »*Ves zhu haya*.«

Es dauerte einen Moment, bis Porto verstand, was der Mann in der Grasländersprache gesagt hatte: nichts Bedrohlicheres als »Willkommen« und dass er ihm Gesundheit wünsche.

»*Zhu dankun*«, antwortete er – *ich danke Euch*.

Der Bärtige merkte, dass das nicht Portos Muttersprache war, denn er fiel jetzt in ein recht gutes Westerling, allerdings mit einem starken Akzent, jedes Wort so stachelig wie ein Kiefernzapfen. »Ihr seid nicht vom großen Gras, wie ich höre. Woher kommt Ihr?«

»Erkynland, obwohl ich nicht dort geboren bin.«

»Trüben wir den Bach, mein Freund Gildreng und ich? Wollt Ihr trinken? Gildreng hat seinen eigenen Willen, aber er wird wohl weggehen, wenn ich darauf bestehe.«

»Ich habe Wasser in meinem Wasserschlauch«, antwortete Porto und blickte sich suchend nach dem Freund des Mannes um. Er wollte dem Fremden gern vertrauen, fürchtete jedoch einen Hinterhalt. »Aber nichts zu essen.« Ihre letzten Vorräte waren in den Satteltaschen gewesen und mit den Pferden verschwunden. Erst, als er die Worte aussprach, merkte Porto, wie hungrig er war. »Meinem Freund geht es sehr schlecht.«

Der Mann musterte ihn. »Kommt heraus, damit ich Euch sehen kann, bitte«, sagte er.

Porto kroch aus dem langen Gras hervor und stand auf. Der Fremde war ein Thrithingbewohner, das sah er jetzt, mit einer tätowierten Schlange, die sich vom rechten Handgelenk den Arm hinauf und dann auf der anderen Seite des ärmellosen Hemds zum linken Handgelenk hinabwand. Er trug auch eine Halskette aus Schlangenknochen.

»Warum geht es Eurem Freund schlecht?«, fragte der Mann.

Porto zögerte, befand dann aber, dass es besser war, ehrlich zu sein, für den Fall, dass der Fremde jemanden kannte, der Levias helfen konnte. »Er hat eine Klinge in den Leib bekommen. Hier.« Er zeigte auf eine Stelle an seinem eigenen Bauch. »Wir wurden angegriffen – wir haben keinen Streit gesucht.«

Der Bärtige nickte, glitt dann von seinem Esel. Er kam durchs seichte Wasser herangewatet und führte den Esel zu Porto hinauf.

»Ich sehe es mir an«, sagte er. »Ich habe einige ... Kenntnisse.« Er fand das Wort nicht gleich, aber als er es gefunden hatte, nickte er wieder, als hätte er nicht daran gezweifelt, dass es ihm einfallen würde. »Ruzhvang bin ich, Schamane des Schlangen-Clans. Ich verstehe etwas vom Heilen. Wann wurde Euer Freund verletzt?«

»Vor zwei Tagen«, sagte Porto.

Ruzhvangs haariges Gesicht nahm einen betäubten Ausdruck an, und er schüttelte den Kopf. »Zu spät, fürchte

ich. Aber vielleicht erbarmt sich die Erdnahe. Von welchem Clan ist Euer Freund?«

»Er ist aus Erkyndland, wie ich.«

Ruzhvang sagte nichts mehr, folgte ihm nur zu der Mulde, in der Levias lag. Der Schamane band seinen Esel an einen Ast und hockte sich neben den Verwundeten, der immer noch schlief, aber jetzt so bleich war, dass der Tod wohl nicht mehr fern sein konnte. Der Bärtige inspizierte Levias' Augen und Zunge, löste dann vorsichtig Portos Behelfsverband und betrachtete die Wunde, wobei er leise mit der Zunge klickte.

Schließlich drehte er sich zu Porto um. »Habt Ihr um Hilfe gebetet?«, fragte er.

Verdutzt sagte Porto: »Ja, natürlich. Zu unserem Gott.«

Ruzhvang winkte ab. »Alle Götter sind ein Gott. Man muss ein Mann der guten Taten sein, damit sie einen hören. Wir vom Schlangens-Clan sind die besten Heiler, das ist bekannt.«

»Könnt Ihr ihm helfen?«

»Ich sage nicht Ja, ich sage nicht Nein. Er ist sehr schwach.« Er vergewisserte sich, dass sein Esel gut festgebunden war. »Die bösen Geister sind in der Wunde und im Blut. Nur die Beinlose – die Erdnahe – kann ihm jetzt noch helfen, indem sie ihm Kraft schenkt. Bringt Ihr ihn?«

»Bringen? Wohin?«

»Mir nach. Dahin, wo das Wasser tiefer ist.«

Als sie stehenblieben, waren sie wieder so nah bei dem Thantreffen, dass Porto ferne Stimmen hörte. Ruzhvang nahm ein in Öltuch gehülltes Bündel aus seiner

Satteltasche, ging dann hinunter zum Fluss, der hier wesentlich breiter war, zog, ohne zu zögern, seine Kleidung aus und watete nackt so weit hinaus, dass ihm das Wasser bis an die Oberschenkel reichte. Dann begann er, sich von oben bis unten zu waschen, und sang dabei in der Sprache der Thrithinge leise etwas, das Porto nicht verstand. Als er zurückkam, zog er die Hose wieder an und setzte sich neben Levias auf die Erde. »Macht ein Feuer«, sagte er. Er entnahm seinem Öltuchbündel verschiedene Dinge, kleine irdene Töpfchen und Lederbeutel, und ordnete sie vor sich auf dem Boden an. Als das Feuer richtig brannte, schickte Ruzhvang Porto mit einer Tonschüssel los, Wasser aus dem Bach holen. Dann bröselte er, noch immer singend, etwas Blättriges in die Schüssel und wartete, dass das Wasser zum Kochen kam. »Jetzt sagt mir, wie er heißt.«

»Levias.«

»Das ist ein seltsamer Name, aber ich will versuchen, ihn den Geistern so zu sagen, dass sie es verstehen.«

Als die Sonne den Mittagspunkt überschritten hatte und die Schatten sich nach Osten dehnten, hatte der Schamane, die ganze Zeit singend, Levias' Wunde mit dem Kräutersud ausgewaschen, dann mit den ausgekochten Blättern bedeckt und mit einem Verband aus langen, getrockneten Blättern, die er einem anderen Bündel in seiner Satteltasche entnahm, versehen. Danach hatte er Porto wieder Wasser holen geschickt und dieses Wasser mit Stücken einer Wurzel oder Knolle zum Kochen gebracht. Als der Sud ein wenig abgekühlt war, flößte er Levias etwas davon ein. Die Kehle des Erkynländers bewegte sich, aber

es wirkte fast zufällig. Der Feldwebel sah kein bisschen besser aus, jedenfalls nicht in Portos Augen.

»Gebt ihm den Rest nach und nach«, sagte Ruzhvang und reichte Porto die Schüssel. »Bis die Sonne untergegangen ist. Die Beinlose wird ihm helfen, wenn er es wert ist.«

»Ist er«, sagte Porto und dachte an den Humor, die Tapferkeit und den festen Glauben des Erkynländers.

»Das entscheiden nicht wir, sondern die Geister«, sagte Ruzhvang ein wenig streng. »Doch jetzt zu Gildreng, meinem Esel. Er ist temperamentvoll, aber wenn Ihr nicht mit der Hand in die Nähe seines Mauls kommt, wird Euch nichts passieren.«

»Was? Warum sagt Ihr mir das?«

»Weil ich ihn Euch hierlasse. Ich bin weit hinter meinen Leuten zurück, und wenn ich jetzt zu Fuß gehe, werde ich noch länger brauchen. Vor sechs Tagen sind sie vom Thantreffen aufgebrochen, zurück in unsere Clanlande im Osten.«

»Ihr gebt mir Euren Esel?«

»Selbst wenn die Erdnahe sein Leben verschont, kann Euer Freund nicht hier bleiben«, sagte er und zeigte auf Levias. »Aber auch mit meinem Esel bringt Ihr ihn nicht lebend bis nach Erkynland.« Plötzlich kam ihm ein Gedanke. »Doch ich habe ein Lager von Euren Leuten gesehen, als ich von Geschäften mit den Schamanen des Turmfalken- und des Bison-Clans zurückkam.«

»Ein Lager von meinen Leuten?«

»Ich glaube, es war die Fahne von Erkynland, zwei Drachen und ein Baum. Sagt Euch das etwas?«

Portos Herz schlug schneller. »Das ist die erkynländische Fahne, ja. Die habt Ihr wirklich gesehen?«

»Man hört es gerade in der ganzen Gegend nördlich von hier – die Clansleute sagen, die Steinhäusler sind hier, um mit dem neuen Shan um einen wichtigen Mann zu verhandeln, der gefangen genommen wurde.«

»Graf Eolair? Könnte er so heißen?«

»Ich weiß nichts weiter. Ein Schamane denkt über andere Dinge nach.« Er zuckte die Achseln, und sein Bartzopf bewegte sich auf seiner Brust wie der Schwanz eines sitzenden Hundes. »Sie sagen, Unver will vielleicht Lösegeld oder irgendetwas anderes von den Steinhäuslern, die Euer Erkymland regieren.«

»Wisst Ihr, wo sie den Gefangenen festhalten?«

Ruzhvang hob eine Augenbraue, so borstig wie eine Raupe, und in seinem dunkel gebräunten Gesicht stand Belustigung. »Da fragt Ihr den Falschen. Die Schlange gibt mir die Kraft zu heilen und weiter nichts. Aber wenn der neue Shan über seine Rückgabe verhandelt, dann muss ihn der neue Shan ja wohl haben, oder?«

Porto saß verwundert da. Warum war ein ganzer Trupp von Erkynwachen am Rand der Thrithinge? Doch nicht, um über Eolair zu verhandeln, so wichtig er auch sein mochte. Und dann fiel ihm Prinz Morgan ein, und Scham traf ihn so tief und schmerzhaft, wie die Klinge des Clansmanns Levias getroffen hatte. Er hatte auf der ganzen Linie versagt. Aber wenn er dieses erkynländische Lager fände, könnte er dort zumindest erzählen, was er wusste.

Aber ich kann Levias nicht zurücklassen, wurde ihm wieder klar. Ich muss bei ihm bleiben, solange ... solange er

lebt.

»Ich gehe jetzt«, sagte Ruzhvang. Er nahm die Satteltaschen vom Rücken des Esels und hängte sie sich über die Schultern, wodurch er noch eiförmiger aussah als vorher. »Ich lasse Euch und Eurem Freund weiße Johannisbeeren hier - das Häufchen da. Ihm müsst Ihr sie vorkauen.«

»Aber ich kann doch Euren Esel nicht behalten!«

»Ihr könnt. Ihr müsst. Die Erdnahe sagt es mir, und die Geister lügen nicht. Behandelt ihn gut, dann wird er Euren Freund behutsam tragen. Er ist nicht so schlimm, wie er tut, der alte Gildreng, obwohl er tritt, wenn er schlechter Laune ist. Ich werde ihn vermissen.«

Und während Porto verblüfft zusah, tätschelte Ruzhvang dem Esel noch einmal die Nase - wobei Gildreng wegguckte, als könnte er nicht glauben, dass er einfach so verschenkt wurde - und marschierte dann mit seiner Last davon, den gewundenen Weg am Fluss entlang.

»Denkt dran - Hände weg von seinem Maul!«, rief er noch, dann war er im Wald verschwunden.

Porto saß den Rest des Nachmittags bei Levias, tupfte ihm den Schweiß von der Stirn und verabreichte ihm kleine Schlucke von dem Sud. Er hatte Hunger, aber der Geruch des Gebräus reizte ihn gar nicht, also aß er zwei Beeren und fand sie sehr gut, nur nicht gerade sättigend.

Als es schließlich dunkel war, schlief er im Sitzen ein, Levias' nasses Hemd noch in der Hand. Und als er mitten in der Nacht aufwachte, sicher, dass er diesen ganzen Tag nur geträumt hatte, war der Esel Gildreng immer noch an

dem Baum festgebunden und Levias verlangte matt nach etwas zu essen.



Eolair gefiel es nicht sonderlich, immer noch gefangen zu sein, aber Unvers Leute behandelten ihn einigermaßen gut. Man hatte ihn in einen der vielen Wagen gesperrt, die Rudur gehört hatten. Die Tür war von außen abgeschlossen, aber das Fenster in der Tür – zu klein, als dass er sich selbst in seinen schlanksten Jugendjahren hätte hindurchwinden können – ermöglichte ihm immerhin, etwas vom Lagerleben der Thrithingleute mitzubekommen, jetzt, da sich das Thantreffen dem Ende näherte.

Der Aufruhr der ersten Nächte nach Rudurs Tod hatte sich gelegt. Eolair hätte nur schwer einen Unterschied zwischen dem, was er jetzt sah, und dem normalen Tun und Treiben am Blutsee benennen können: Die Frauen kümmerten sich um die Feuer und kochten, die Männer feilschten um Tiere und beteiligten sich an Glücks- und Kraftspielen. Doch Eolair glaubte, eine Veränderung der Stimmung wahrzunehmen, von der ziellosen Erregung der ersten Tage des Thantreffens hin zu etwas Ruhigerem, Gerichteterem. Er fragte sich, ob das irgendwie Unvers Werk war oder ob diese Entwicklung jedes Jahr gegen Ende der wilden Versammlung zu beobachten war.

Als das erste Mal Essen zu seinem Wagen gebracht wurde, stellte Eolair belustigt fest, dass der Mann mit dem Tablett von zwei hünenhaften, bewaffneten Wächtern begleitet wurde.

Wenn sie einen alten Mann wie mich so sehr fürchten, dass sie gleich drei Mann schicken, müssen sie ihn für einen wahren Teufel halten, dachte er.

Doch als der Mann mit dem Tablett die Wagentreppe hinaufstieg und vor das Türfenster trat, sah Eolair, dass er auf Kopf, Kinn und Oberlippe völlig haarlos war. Das war schon ungewöhnlich genug hier im Grasland, wo der Schnurrbart viel über einen Mann aussagte, doch als der Essensträger vor dem Guckloch stand, bemerkte der Graf, dass der Mann auch keine Augenbrauen hatte, obwohl Stoppelwuchs an diesen Stellen darauf hindeutete, dass seine Kahlheit durch etwas anderes als Krankheit verursacht sein musste. Wie auch immer, Eolair brauchte Informationen, und selbst wenn der Mann ein ausländischer Sklave war, wusste er vielleicht etwas. Ja, ein Sklave, dachte Eolair, war oft eher bereit, mit einem Außenseiter zu reden. Er vergewisserte sich, dass die beiden zum Clan gehörigen Wächter zu weit vom Wagen weg standen, um viel hören zu können.

»Ich danke dir«, sagte er in der Thrithingsprache, als er das Tablett entgegennahm. »Wie heißt du, Mann?« Vom Geruch des warmen Brots und der Suppe lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Er war bei Agvalts Banditen nicht sonderlich gut gepflegt worden, allerdings war ihr eigenes Essen auch nicht viel besser gewesen.

Der Mann sah ihn milde überrascht an, sagte aber nichts. Von nahem erkannte Eolair, dass sein Gesicht und sein rasierter Schädel Misshandlungsspuren aufwiesen.

»Bei meinem Volk muss man den Namen desjenigen kennen, der einen bedient, sonst darf man nicht essen«,

sagte Eolair, eine Behauptung, die die meisten hernystirischen Adligen zum Brüllen komisch gefunden hätten, denn kaum einer kannte die Namen all seiner Diener. »Bitte sag mir deinen, damit ich ihn meinen Göttern mitteilen kann.«

Der Mann schüttelte den Kopf. Er sah Eolair nicht an. »Ich habe keinen Namen«, erwiderte er nur.

»Was? Jeder hat doch einen Namen.«

Der Haarlose schüttelte wieder den Kopf, sah aber diesmal auf. Sein Gesicht war so voll Hass und Verzweiflung, dass Eolair beinahe einen Schritt zurückgewichen wäre und Mühe hatte, sein Ende des Tablett festzuhalten. »Mein Name wurde mir genommen«, sagte der Mann, aber so leise, dass es die anderen nicht hören konnten. »Ich habe meinen Clan verraten. Ich habe mein Volk verraten. Ich habe keinen Namen mehr.«

»Aber irgendwie muss ich dich nennen«, sagte Eolair, den die Worte dieses Mannes neugierig machten, »oder die Götter werden nicht wissen, wen sie dafür belohnen sollen, dass er mir zu essen gegeben hat.«

Ein Funke glomm in den Augen des Mannes auf. Die Haut um die Augen herum war lila von alten Blutergüssen. »Ich sag doch, ich habe keinen Namen. Jetzt muss ich gehen.«

Als er das Tablett losließ und sich zum Gehen wenden wollte, versuchte es Eolair noch einmal. »Ich will dich einfach nur irgendwie nennen können.«

Die nicht vorhandenen Augenbrauen gaben dem Mann etwas Unnatürliches. »Sie nannten mich Kahlkopf.« Kurz verzog sich sein Mund zu einem humorlosen Grinsen. »Das passt immer noch, wie Ihr seht. Wenn Ihr mit Euren

Göttern spricht, sagt ihnen, sie haben eine lausige Welt erschaffen.«

Die beiden Clansmänner folgten ihm auf den Fersen, als er ging, und Eolair begriff, dass er nicht der einzige Gefangene im Lager des Shans war.

Den zweiten Besuch erhielt Eolair in den dunklen Abendstunden desselben Tages. Er hörte niemanden kommen, bemerkte erst, dass da jemand war, als eine weibliche Stimme durch das Türfenster drang.

»Graf Eolair, hört Ihr mich?« Wer auch immer die Frau war, sie sprach überraschenderweise Westerling, wenn auch mit einem starken Akzent.

Er stand von der schmalen Pritsche auf und trat an die Tür. »Ich höre Euch«, sagte er. »Ich spreche Eure Sprache, jedenfalls einigermaßen. Wäre Euch das lieber?«

Die Frau, die vor der Tür des Wagens stand, war dunkelhaarig und hübsch, wirkte aber angespannt. Im schummrigen Licht, das aus dem Wagen fiel, schien sie knapp jenseits des gebärfähigen Alters. Irgendetwas an ihr kam ihm bekannt vor, aber er hatte in den letzten Monaten so viele Thrithingleute gesehen, dass er nicht sagen konnte, woher. »Nein!« Sie blickte sich um und sagte dann leiser: »Lieber diese Sprache, obwohl ich sie nicht gut kann. Für den Fall, dass uns jemand hört.«

Sein Interesse war geweckt – nicht nur durch ihr schönes Gesicht. »Wie Ihr wünscht, edle Dame.« Diese höfliche Anrede drängte sich ihm auf – sie schien so anders als die Thrithingfrauen, denen er bisher begegnet war, schon deshalb, weil sie noch eine andere Sprache beherrschte als

ihre eigene. »Wer seid Ihr, wenn ich fragen darf, und was wollt Ihr von mir?«

»Ich bin Hyara«, sagte sie. »Der Shan, wie ich ihn jetzt nennen muss, ist mein Neffe.«

Er war verblüfft und konnte es nur dank der Routine des altgedienten Diplomaten verbergen. »Sehr erfreut, edle Hyara, aber ich muss gestehen, ich habe keine Ahnung, was Euch zu mir führt.«

»Unver hat vor, Euch freizulassen – soweit ich weiß jedenfalls.«

»Das hat er mir gegenüber auch angedeutet, aber ich bin sicher, er wird einen Preis dafür fordern, und vielleicht sind mein König und meine Königin ja nicht willens, ihn zu zahlen.«

»Unver ist kein Narr. Er will, dass Ihr heimkehrt. Er will sich Eure Herrscher gewogen halten. Er will keinen Krieg mit Eurem Erkyndland.«

»Es ist nicht mein Erkyndland, um ehrlich zu sein, aber die erkyndländischen Interessen sind auch die meinen.« Er musterte sie. Sie wirkte unruhig, aber nicht verängstigt, ein gutes Zeichen. Dennoch konnte er nicht umhin, sich zu fragen, ob er hier in eine familiäre Auseinandersetzung oder gar etwas noch Gefährlicheres hineingezogen werden sollte. »Ich frage noch einmal, was wollt Ihr von mir?«

»Ich möchte, dass Ihr Eurem König und Eurer Königin sagt, die Thrithinge wollen keinen Krieg mit Eurem Land. Rudur ist tot, aber Unver ist kein Narr. Sein Zorn richtet sich gegen Nabban. Sagt das Euren Herrschern.«

»Aber Nabban gehört auch zu ihrem Königreich«, erklärte er. »Sie sind nicht nur die Herrscher von

Erkynland und meiner Heimat Hernystir. Der Hochkönigsbann umfasst auch Nabban.«

»Dann müssen die Nabbanai innerhalb dieses Banns bleiben!«, sagte sie in einem Aufblitzen von Zorn, und er erkannte jetzt in ihr eine Willensstärke, die er nicht vermutet hätte. »Sie stehlen unser Land, sie töten unsere Leute, und dann geben sie uns die Schuld. Unver kommt aus dem Süden, wo sie immer gegen die Steinhäusler kämpfen müssen. Er hasst sie wie ...« Sie suchte nach einem Wort, fand es aber nicht. »Er hasst sie«, sagte sie schließlich. »Und er wird sie hinter ihre Grenze zurücktreiben. Blut wird das Gras tränken, und nichts kann das verhindern. Aber er will nicht auch noch Krieg gegen den Norden.«

»Warum sollte er auch? Nur ein Narr kämpft an zwei Fronten.« Eolair schüttelte den Kopf. »Ich werde meinen Herrschern sagen, dass Unver nicht gegen sie kämpfen will. Aber trotzdem müssen sie über Nabban wachen, als wäre es ihr eigenes Land. Das ist es, was Hochkönigsbann bedeutet.«

»Dann werden sie die Welt in Verzweiflung stürzen«, sagte sie rundheraus. »Witwen und Waisen, das ist alles, was dann bleibt. Wisst Ihr, wie viele Männer aus dem Grasland zusammenkommen werden, um zu kämpfen? Viele haben Rudur gehasst, weil er sich zum Than der Thane erklärt und trotzdem nichts gegen die Nabbanai unternommen hat. Sie sind reif für den Krieg, so reif wie Früchte im Herbst.«

»Wo habt Ihr unsere Sprache so gut gelernt?«, schweifete er unwillkürlich ab. »Habt Ihr mal in den

Steinhäuslerlanden, wie Ihr sie nennt, gelebt?«

»Nein, aber andere aus meiner Familie«, sagte sie, hörbar ungeduldig. »Mein Vater war ein Than. Zu uns kamen viele Fremde. Ich habe die Sprache gelernt, weil ich sie hörte – und weil ich mir wünschte, wegzugehen und diese Lande zu sehen.« Sie blickte sich abermals um, vergewisserte sich, dass sie immer noch allein waren.

»Warum stellt Ihr so viele Fragen?«

»Weil das meine Natur ist, edle Dame. Und mein Beruf. Spricht Unver auch Westerling? Wie ist er denn so? Wie kann ich mit ihm sprechen, um zu erfahren, was er wirklich von meinen Herrschern will? Ich habe darum gebeten, ihn sprechen zu dürfen, aber niemand will mich zu ihm bringen.«

»Er wurde schlimm verletzt, von diesem tollwütigen Hund Rotbart«, sagte sie. »Unver war halb tot nach diesen Folterqualen – er hat sie nur überlebt, weil es der Wille der Geister war. Und er ist ein Mann – er wird dann mit Euch sprechen, wenn er es kann, ohne schwach und geschunden zu wirken. Aber wenn er wieder bei Kräften ist, wird er diese Clans an den Zügeln nehmen wie ein Pferdegespann. Er wird sie dazu bringen zusammenzuarbeiten, wird sie lenken, wohin er will. Eure Herrscher wissen nicht, wie stark Unvers Wille ist, wie groß seine Klugheit und wie heftig sein Zorn, aber ich habe es gesehen, und ich habe auch gesehen, wie die Geister ihm helfen. Ich habe gesehen, wie sie die Krähen schickten, um seine Feinde zu vernichten, und dieser Feind war mein Ehemann – nicht, dass ich um ihn trauere. Eure Herrscher dürfen Unver nicht provozieren!«